editorial

ausreißer

Die Grazer Wandzeitung **2018**

ISSN 2313-3503 // #ideas #summerschool // issuu.com/ausreisser

Ausgabe #81

ton für ton

TEXT
Evelyn Schalk

Er kann alles zerstören und alles ermöglichen, raum öffnen und grenzen schließen, berührung sein zwischen hier und dort, dir und mir, heute und morgen ohne das gestern zu verleugnen, kann menschen trennen und schließbefehle erteilen, kann die zunge lösen und lippen verschließen, worte vergiften und aus banalitäten wunder erschaffen. kann herzschlag bestimmen und augenlider zum beben bringen, finger auf tasten zwingen und lungen um luft ringen lassen, kann glas in tausend scherben splittern oder fenster sperrangelweit aufstoßen, in den straßen der städte und an den tischen der cafés. spät nachts bevor die straßenbahnen wieder fahrt aufnehmen oder in den ersten morgenstunden im nebel eines grenzübergangs. der falsche ton zur falschen zeit bedeutet totschlag und krieg. doch er kann auch genau das verhindern: manchmal genügt ein einzelner vieler töne, um zwei menschen zueinander finden zu lassen oder für immer voneinander zu entfremden. gewollt oder nicht. danach ist es zu spät.

wir verstehen, wenn wir den richtigen ton treffen, welcher auch immer das sein mag, selbst wenn die sprache uns trennt. wir begegnen einander wenn wir uns auf das gefühl verlassen, aus erfahrung und wissen; der geste, der intonation und dem spiel raum geben, klang und faszination zu erzeugen. sich in den tanz des improvisierten fallen lassen, in den zwischentönen die welt erschaffen, verändern, erleben, zerstören, neu erstehen sehen. die macht erkennen und die kraft spüren, der schmerz, den ein falscher ton erzeugt zum intimsten zeitpunkt oder zum öffentlichsten.

aber kein ton ersetzt das gesagte, kein ton ist mehr als das wort, das ihn spricht oder das orchester, das ihn erzeugt. manchen ton verhindert, aber keiner ersetzt die berührung zweier hände und den drang zu verbundenheit. jeder ton sind wir selbst. doch er klingt nur miteinander.

der richtige ton

tatsachen.at

Unser neuer *Blog über was der Fall ist*!

TEXT
Evelyn Schalk

Es ist nicht Normalität. Es ist Normalisierung:

Wenn demokratische Grundwerte und Rechte nicht mehr anerkannt werden, wenn die Gültigkeit von Menschenrechten in Zweifel gezogen und ausgehebelt wird, wenn Rassismus und Faschismus nicht mehr die rote Linie sind, die von Meinung zu Verbrechen überschritten wird, wenn Sexismus nicht verurteilt, sondern gesetzlich legitimiert ist und Armut als selbst- und der Armen statt der Reichen gilt. All das ist weder normal noch legitim. Das wird es nie sein und nie werden, nicht durch Hetze, die sich ins Denken brennt, nicht durch Wahlen und ebenso wenig durch Gesetze. Nirgendwo auf der Welt, auch nicht in Österreich mit seiner schwarzblauen Regierung.

Das ist Tatsache.

Diese rückt jedoch - wie Tatsachen generell – immer weiter aus dem öffentlichen Bewusstsein und somit aus dem Denken, Fühlen und Handeln jeder* und jedes* Einzelnen. Darin liegt die größte Gefahr. Wenn Unrecht nicht mehr als solches wahrgenommen und benannt wird, nicht mehr greifbar scheint, sondern legitimiert wird, wird ihm immer weniger entgegengesetzt. Darauf bauen rund um die Welt Diktaturen, mit Unterdrückung einerseits und Propaganda andererseits – mit aller Macht.

Tatsachen als solche zu erkennen, zu benennen und sie im öffentlichen Diskurs zu verankern ist die zentrale Aufgabe von Journalismus.

Information heißt zu vermitteln, was geschieht – aber auch warum es geschieht und was es bedeutet. Vermeintlich (denn tatsächlich ist es unmöglich) keine Position einzunehmen heißt, sich zum Sprachrohr der Herrschenden zu machen. Das ist keine Frage der Objektivität, aber sehr wohl eine von Haltung und Verantwortung.

Information heißt, Fakten zu erklären, zu verorten, zuzuordnen, die verschiedenen Interessen verständlich darzustellen und ihre Folgen für alle sichtbar zu machen. Verständnis schafft Wissen schafft Realität. Das ist seit der Aufklärung die Basis jeder Demokratie – die ohne die Freiheit von Presse, Kunst und Kultur keine ist und keine sein kann.

Genau deshalb haben wir uns zur Gründung von tatsachen.at entschlossen.

Weil wir nicht bereit sind, Menschenverachtung als jene „Normalität" zu akzeptieren, die sie im gesellschaftlichen Denken und Tun zum Teil schon geworden ist. In rapider Radikalisierung der diesbezüglichen Bruchlosigkeit österreichischer Geschichte hat sich diese Menschenverachtung aktuell wieder institutionalisiert, und die Gefahr totalitärer Entwicklungen ist nicht mehr von der Hand zu weisen. Ignoranz bedeutet Beihilfe.

Worte sind Taten.

Tatsachen werden zuallererst geschaffen, indem man sie benennt, und in der Weise, wie man sie benennt. Mittels Sprache werden Bilder erzeugt, Emotionen ausgelöst, Zusammenhänge suggeriert und in letzter Konsequenz gesellschaftliche und menschliche Werte definiert.

Ein 12-jähriger Junge steht vor dir. Wer er ist, wer er sein darf und was mit ihm geschieht entscheidet zuallererst – das Wort: Ist er für seine/n Gegenüber ein unbegleiteter minderjähriger Flüchtling, ein fremder Eindringling, eine Nummer über der Obergrenze, ein potentieller Attentäter, ein hilfloser Kriegswaise, ein Überlebender des Meeres oder schlicht: ein schutzbedürftiges Kind? Es ist immer derselbe Mensch. Aber sein Leben hängt sehr wahrscheinlich von dem Wort ab, mit dem er bezeichnet wird, das ihn also definiert.

Das Behaupten von Definitionsmacht bildet die Grundlage für politische Macht. Die schwarzblaue Bundesregierung hat immer wieder darauf beharrt, an ihren Taten gemessen zu werden. Nichts anderes werden wir mit tatsachen.at tun. Auf Ankündigungen, Schlagworte, Gerüchte oder sonstige Vernebelungstaktiken gehen wir nicht ein. Wir fokussieren vielmehr auf ebendiese Taten, auf Entscheidungen – und nehmen die Verantwortlichen beim Wort. Tag für Tag. Knapp und präzise, verständlich und analytisch, hintergründig und aktuell, investigativ und radikal poetisch. Journalismus bedeutet nicht zuletzt Übersetzungsarbeit. Worüber wird berichtet? Wie wird berichtet, erklärt, definiert? Kultur bedeutet nicht zuletzt, sondern zuallererst unmittelbar auf die Funktionsweise von Gesellschaft und ihre Grundlagen einzuwirken und Kunst verfügt über die Mittel, erstarrte Perspektiven aufzubrechen und Alternativen sichtbar zu machen. Denn genau darum geht es: Es gibt Alternativen. Es ist eine Frage der Entscheidung, denn es gibt auch anders. Immer.

Am Tag nach der Angelobung von Schwarzblau, also am 19. 12. 2017, habe ich begonnen, eine Woche lang auf Facebook in einer Serie unter dem Titel „Diary X" festzuhalten, was diese Regierung tut und welche Folgen ihre Entscheidungen real haben. Am Ende dieser Wochen habe ich Résumé gezogen und diese dokumentierten Handlungen und Entscheidungen als *Grausamkeiten* qualifiziert, *mit klar formulierten Zielen, vorsätzlich und aus Überzeugung begangen. Zusammengesetzt aus Rassismus, Sexismus, Antisemitismus, Frauenfeindlichkeit, Homophobie und massiver Gewalt gegen Arme.*

Daraus ergeben sich bittere Konsequenzen. *Sie werden Menschenleben kosten. An den in Gang gesetzten Prozessen bzw. ihrer rasanten Beschleunigung werden Menschen sterben, an ausbeuterischen Arbeitsverhältnissen, an der Zerschlagung weiter Teile des Sozial- und Gesundheitssystems, an der rasant wachsenden Armut und deren Vererbung über Generationen. Die Zahl derer, die durch die Politik der Grenzschließungen bereits getötet wurden, können wir nur erahnen, es sind Tausende. Und es werden mehr werden. Ebenso wie durch die rigide und immer rigider werdende Abschiebungspolitik.*

All diese Entscheidungen *werden das tägliche Leben sehr vieler erheblich verschlechtern, und auf das derer, die ohnehin schon zu den Benachteiligten zählen, wird sich diese Verschärfung noch wesentlich schlimmer auswirken. Das ist Fakt. Keine Übertreibung, keine Panikmache, kein parteipolitischer Werbeslogan. Es ist schlichtweg Realität.*

Journalismus – und mit ihren Mitteln gilt das auch für Kunst und Kultur – kann und darf dieser Realität gegenüber nicht die Augen verschließen, sondern hat im Gegenteil die Aufgabe, Augen zu öffnen. So viele, so klar und so nachhaltig wie möglich.

Je geringer die Information, je weniger die Aufmerksamkeit und Wachsamkeit und je verhaltener der Widerstand sich entwickelt, desto mehr Menschen werden auf der Strecke bleiben und desto größer und nachhaltiger wird das Ausmaß der geplanten Zerstörung werden. Denn irgendwann schreiben sich *unaussprechene und scheinbar omnipräsente Erklärungsmuster, Narrative, Bilder, Ideologien in die eigenen Denkstrukturen ein. Aus diesen werden in der Folge Entscheidungen, Handlungen, Taten. Wenn politische Gewalt und Menschenverachtung zur Normalität werden, wenn keiner mehr darüber erschrickt, sich empört, wütend wird, aufschreit, sich widersetzt, sich für andere einsetzt, ist es zu spät. Wenn eine solche vermeintliche Normalität und ihre Baumeisterinnen und Säulenträgerinnen das Denken, das Fühlen und die Worte beherrschen, beherrschen sie auch die Taten, jedes und jeder Einzelnen.*

Jetzt, über ein halbes Jahr später, ist dieser Prozess bereits radikal vorangeschritten.

Da sind wir wieder. Die größte Gefahr ist die Normalisierung. Denn Normalität ist es nicht und wird es nie sein.

Wir werden mit https://tatsachen.at genau hinschauen und hinhören, die Mächtigen beim Wort nehmen und uns dieser Normalisierung Tag für Tag entgegenstellen. Für uns und jeden/r unserer Leser*innen.

die misophonisten

TEXT
Jessica Kasimir

Das klirrende Klackern des Kaffeelöffels, der in ungleichmäßigen Abständen gegen das Porzellan der Tasse schlägt, während er zwei Stücke Zucker auflöst, reißt an Noras Nerven. Noch ist ihre Schmerzgrenze nicht erreicht, aber sie spürt den Zorn wie ein bleiernes Kugelspiel in ihrem Bauch. Die geballten Fäuste an ihren Seiten verstärken das Gefühl des Ausgeliefertseins. In ihrem Kopf entstehen die Sätze, für die sie sich später schämen wird. Gemeine, gehässige, hasserfüllte Anschuldigungen.

Das Motorrad hat seinen Auftritt. Jürgen lässt es aufröhren, wieder und wieder, bis sich das brodelnde, dröhnende, blecherne Kreischen der Maschine in Noras Gehörwindungen schneidet. Einem Impuls folgend berührt sie mit der Fingerspitze ihrer rechten Hand vorsichtig ihr Ohr. Es raschelt, tut aber nicht weh. Kein Blut. Natürlich nicht. Die Verletzung sitzt woanders. Nora könnte heulen, wüsste aber den Drang, aufzuspringen und wegzurennen. Sie bleibt auf dem Plastikstuhl sitzen wie die anderen 15 Personen, die auf identischen Sitzgelegenheiten ausharren und darauf warten, wann ihre Schmerzgrenze überschritten werden wird.

Einer bricht immer. Es ist die neuste Sitzung und noch nie sind sie alle durchgekommen. Vor ihr liegen die inzwischen vertrauten Hilfsmittel, mit denen Nora sich von den Angriffen ablenken soll. Ein Roman, ein Computer, ein Springseil, Ohropax. Alles ist auf ihre Interessen abgestimmt für die bestmöglichsten Ergebnisse. Es gibt eine Anleitung für einen sogenannten Meditations-Quickie. Süßigkeiten befinden sich neben drei verschiedenen Sorten Chips. Nichts hat bisher ausgereicht. Einmal, und es ist ihr peinlich, so dass sie niemandem, nicht mal Jürgen, davon erzählt hat, hat sie sich weggetan. Sie hat sich gekniffen, bis die Haut ihres Handgelenks rot und verschrammt aussah. Um die Wirkung zu verstärken, hat Nora eine Reißzwecke benutzt, zwecklos. Das belanglose, rastlose Labern des Radiomoderators fräst sich auf Bahnen substanzloser Popsongs in ihren Kopf.

Noras Bewusstsein fühlt sich an wie eine dauerhaft auf Empfang eingestellte Antenne, und sie kann dem nicht standhalten. Sie kann es nicht und tut es dennoch und es hat kein Ende und sie weiß sich nicht zu helfen. Manchmal denkt sie, es wäre vorzuziehen, verrückt zu werden. Noch nie ist sie im Film oder in einem Roman einem Wahnsinnigen begegnet, der nicht völlig auf sich fixiert gewesen wäre. Vielleicht wäre dann endlich Ruhe? Aber sie will nicht wirklich verrückt werden. Sie ist bereits anders genug. Sie ist ein Freak. Das wurde ihr häufig genug attestiert, wenn sie jemanden bat, die Tür leiser zu schließen oder Achtzig zu geben, nicht mehr?" Nora Mund zu kauen. Sie stellt sich an, ja. Wenn sie wüsste, wie sie damit aufhören kann, Nora würde viel dafür tun.

Sie will sich nicht nur dann selbst wahrnehmen können, wenn sie allein ist. Der Mensch ist ein Gemeinschaftstier, liest man immer wieder. Vielleicht fehlt ihr etwas Entscheidendes zum Menschsein. Jürgens Kurs ist ein erster Hoffnungsfunke in einer langen Reihe von verzweifelten Maßnahmen. Desensibilisieren für Anfänger. Wiedereinsteiger wäre das passendere Wort. Nora ist sich sicher, dass es nicht immer so hoffnungslos war. Sie kann sich nur nicht daran erinnern.

Anita steht inzwischen vorn, um das Motorrad abzulösen. Sie kaut Kaugummi, und Nora überlegt aufzugehen. Sie weiß jetzt schon, dass sie Anita in den nächsten Minuten Gewalt antun wollen wird, und sie wappnet sich für die Welle von Hass, die sie auf ihrem Platz lähmen und ihr Blut zum Kochen bringen wird. Wenn sie Glück hat, wird der Puls in ihrem Kopf so laut pochen, dass er die Schmatzgeräusche übertönen kann. Wenn sie Glück hat. Nora umschlingt die Armlehnen. Die acht Fernseher, die im ganzen Raum verteilt sind, zeigen in Dauerschleife Bilder aus der ganzen Welt. Explosionen. Brüllende Männer in Anzügen und Uniform. Die sterbende Antarktis. Sich müde voran schleppende Menschenmassen auf einer Straße, die kein Ziel zu haben scheinen. Hintergrundgeräusche, die nicht zu ignorieren sind.

„Geht's wieder?", fragt Jürgen den Mann in dem grünen Wikingerpullover. Nora fragt sich, ob er noch immer rot angelaufen ist, weil er vorhin aus der Lagerhalle gestürmt ist oder weil er in diesem Moment vor der Gruppe steht. Sein Name ist Marten, erinnert sie sich. Er ist Buchhändler oder Übersetzer. Irgendwas mit Bücher. Die Vorstellungsrunde ist zwei Monate her, und sie haben nicht viel Gelegenheit, zwischen den Übungen miteinander zu sprechen. Danach sind immer alle bestreibt, schnell nach Hause zu gehen.

Marten nickt, und es sieht aus, als würde er die Vergleichenheit aus seinem Gesicht schwenken. Wie-Kopf denkt Nora und schämt sich, weil sie genau weiß, wie er sich jetzt fühlt. Es ist schlimm genug, nicht standzuhalten. Zeugen dabei zu haben grenzt an Demütigung.

Sie versucht sich an einem Lächeln und rechnet nicht damit, dass Marten es sieht. Ihr wird heiß vor Verlegenheit, aber sie will ihn auch nicht nochmal in Stich lassen, also lächelt sie tapfer weiter, bis er wegsieht. Sein rechter Wangenknochen zuckt.

Jürgen drückt noch einmal Martens Arm und entlässt ihn zum ersten Mal aus seiner Mitteilpunkt.

„Wie sieht's mit den Eindrücken der anderen aus? Gab es noch jemandem, der das Gefühl hatte, der Geräuschkulisse heute nicht gewachsen gewesen zu sein? Hat eines der Hilfsmittel besonders unterstützt? Jeder Beitrag hat seine Berechtigung. Wir sitzen alle im gleichen Boot."

Bei diesen Worten bedenkt er erneut Marten mit einem dieser huldvollen Blicke, die Nora trotz des Ernstes der Lage zum Grinsen animieren wollen. Sie kann es meist unterdrücken oder zumindest verwandeln, zum Gähnen. Sie will nicht, dass hier jemand annimmt, dass sie nicht mit Kopf und Herz dabei ist, aber manchmal, wenn es allzu fleierlich wird, ist es schwer für sie, sich einzulassen. Manchmal ist es schwer, sich überhaupt zu konzentrieren. Das macht nichts. Sobald die Kreissäge angeht oder Anita zu grell und zu künstlich lacht, ist Nora wieder eingeronnen.

„Keine falsche Schüchternheit! Ihr wisst, hier seid ihr in einem sicheren Raum." Jürgen schmunzelt. „Also, wer wollte unserer Anita hier vorhin an den Kragen, als sie Don't worry, be happy mit dem Kaugummi im Mund gesungen hat?"

Es ist kalt, als sie aus dem Gebäude treten. Nora kann sogar ihren Atem sehen.

„Vielleicht gibt's doch noch Schnee zu Weihnachten."

Marten lächelt mit zusammengepressten Lippen. Sein Kopf ist gesenkt, so dass seine Wimpern ihr zuwinken, aber Nora kann an dem weißen Dampf sehen, dass die Worte aus seinem Mund stammen.

„Ja", zögert sie, „vielleicht."

Sie weiß nicht, was sie noch sagen soll, und sie will auch nicht überlegen. Sie will nur nach Hause. Sie ist erschöpft. Sie hat das Gefühl, ihr emotionales Kontingent ist ausgeschöpft. Sie hat heute keine Kraft mehr, sich und andere zu hassen. Betreten fragt sie sich, ob sie es jemals für die guten Gefühle ausgeben wird. Für Zweisamkeit. Sie würde so gern, aber es ist nie etwas übrig. Sie will nur noch ihre Ruhe.

„Hast du vielleicht noch Lust, mit mir einen Kaffee trinken zu gehen? Ich meine, ich weiß, du bist bestimmt müde und alles, aber–"

Marten muss es in ihren Gesicht lesen, denn er bricht ab und wird zu Nora gronzenloser Scham wieder rot. Sie fühlt sich wie eine Versagerin. Grausam und egoistisch. Sie will nach seinem Arm fassen und ihm ohne Worte mitteilen, dass es nicht seine Schuld ist. Dass seine Frage liebenswert ist und nicht absurd. Dass er einfach die Falsche erwischt hat. Sie bringt zumindest noch so viel Hass daflür auf, dass er sie in diese Lage bringt.

„Ich–"

„Schon gut. Ich verstehe."

Der gelbe Schal um seinen Hals verschluckt seine Worte. Seine Vorliebe für dicken Strick verstärkt auf irrationale Weise ihre Schuldgefühle. Nora merkt, wie ihre Kehle eng wird. Sie nuschelt eine Entschuldigung, aber da hat Marten sich bereits abgewendet und beeilt sich von ihr wegzukommen. Sie wünscht sich, sie könne es ihm gleichtun.

lichtdepesche

TEXT
Ulrich Stolte

Die Liebe fällt leise und groß in den Städten
Wo du ein Kind bist und warst
wo du ein Leben bist und warst

Wenn Musik fühlbar wird
durch die Nacht wandert
Dann ist der Hoffnung
Weiße Wärme

Die selbst noch den Pfützen Kronen setzt

Aber Du wolltest König sein
Über ein schön gemaltes Gesicht

Immerhin bist Du unverletzt jetzt
und bei Kräften.

Impressum

Chefredakteurin: Evelyn Schalk
Redaktion: Ulrike Freitag, Gerald Kuhn
Autorinnen: Saša Ilić, Jessica Kasimir, Dagmar Oswald, Clemens Schittko, Ulrich Stolte, Valerie-Therese Taus
Gestaltung: Andreas Brandstätter
Afficherung und Vertrieb: Jakob Seidl, Lukas Hartleb

VERLEGER UND HERAUSGEBER:
ausreißer – Grazer Wandzeitung, Verein zur Förderung von Medienvielfalt und freier Berichterstattung

KONTAKT:
Post: *ausreißer* – Grazer Wandzeitung
c/o Forum Stadtpark, Stadtpark 1, A – 8010 Graz
Telefon: +43 316 827734-26, +43 676 3009363
Email: ausreisser@mur.at
Internet: http://ausreisser.mur.at

Wandzeitung: ausreißer | @ausreisserInnen

Der *ausreißer* ist ein offenes Medium, die Zusendung von Beiträgen somit herzlich erwünscht, die Publikationsauswahl liegt bei der Redaktion, es erfolgt keine Retournierung der eingesandten Beiträge.
Die Autorinnen zeichnen für die Inhalte ihrer Beiträge selbst verantwortlich, die darin vertretenen Positionen spiegeln jedoch zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider.
© Die Rechte verbleiben bei den Autorinnen.
Da der *ausreißer* auf Anzeigenschaltung verzichtet um tatsächlich unabhängig publizieren zu können, ist Eure Unterstützung besonders wichtig!
IBAN: AT341200050094094554, BIC: BKAUATWW

DRUCK:
Offsetdruck Dorrong, Graz
Auflage: 1500 Stück

STANDORTE:
Kunsthaus Graz, Schlossbergplatz Graz, Geiderkino, Forum Stadtpark, Passage Palais Trauttmansdorff, Pädagogische Hochschule Steiermark, Das Kleine Theater, Fassade der Kirche St. Andrä, Schaumbad – Freies Atelierhaus Graz, KIGI! - Kultur in Graz, Steirischer Dachverband der offenen Jugendarbeit, Jugendtreffpunkt Dietrichseusch'n, Jugendzentrum Mureck, Theaterzentrum Deutschlandsberg

THEMA DER NÄCHSTEN AUSGABE:
COMRADE CONRADE (Sonderausgabe)

FÖRDERGEBERINNEN:
BUNDESKANZLERAMT | ÖSTERREICH
KUNST | KULTUR
Das Land Steiermark
GRAZ KULTUR
mur.at
FORUM STADTPARK
...KGP
ausreißer – Die Grazer Wandzeitung
ISSN 2313-3503

sprachen erzählen

KOORDINATION
Dagmar Oswald

Ob Muttersprache, Vatersprache, Fremd- oder Zweitsprache – mehr als hundertfünfzig Sprachen klingen durch Graz. Einige davon auch durch das Cofeba. Dort öffnen sich an Erzähltheaterabenden Worte und Geschichten, treffen aufeinander, verweben und berühren sich, teilen und lassen teilhaben. Über Spanisch, Deutsch, Japanisch, Französisch und die Sprachen von Körper und Stimme erzeugen Grazer und internationale Künstler*innen kollektive Erzählerlebnisse in intimen Räumen. Und die Bühne ist offen für alle, die etwas zu sagen haben, egal welchen Alters und welcher Herkunft. So gehört auch immer wieder die Gruppe *der erzählenden Großmütter (Las Abuelas Narradoras de Graz)* – und *die erzählende Enkeltochter (La Nieta Narradora)* zu jenen, die ihre Geschichten mit den Anwesenden und miteinander teilen. Bevorgangen aus dem permanenten Workshop von Abel Solares für szenisches Erzählen im *anderen theater*, wird Generationenaustausch Wort für Wort zelebriert.

Veranstaltet werden die Erzählttheaterabende und -vormittage regelmäßig vom Verein *kunst ohne grenzen*. Das Konzept des freien Eintritts und des Austritts nach Ermessen und Möglichkeit folgt wiederum der Forderung, dass Kunst für alle zugänglich sein soll. Grenzenlos eben.

Erzählttheaterabende im Literaturtauschcafé *Cofeba*, Goethestraße 42, 8010 Graz.

Sommerschlussveranstaltung im Literaturhaus Graz am 15. Juni um 20 Uhr: „Cuentos de Amor, Humor y Mal Amor" („Geschichten über Liebe, Humor und schlechte Liebe)" Erzählerischer Kolumbienzyklus in spanischer Sprache, mit Gladys Corredor (Kolumbien, Schweiz), William Arunategui (Kolumbien, Spanien), Abel Solares, J.J. (Guatemala, Graz), die erzählenden Großmütter von Graz.

http://www.artkunst.org

casablanca blue

TEXT
Saša Ilić

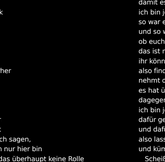
[...]

Es verging nicht viel Zeit, seit Franz den Führer erwähnt hatte, und eines Morgens erwartete mich ein riesiger Stein in Schachtelform aus Ateliers sowie ein Haufen Splitter drumherum. Noch am selben Tag ließ ich eine neue Glasscheibe einsetzen und entfernte meinen Namen vom Geschäft. Das war eigentlich Pauls Vorschlag. Er glaubte, dass wir uns namenlos leichter durch die Berliner Geschäftswelt würden bewegen können. Das wähnte nicht lange. Eines Abends, als Franz, Hubert und ich die Aufnahmen beendet hatten, begnannen wieder Steine zu fliegen. Hinter ihnen waren Hundegebell und Stimmen von Menschen zu hören. Hinter dem Vorhang stehend sah ich hinaus und erblickte eine Gruppe von Männern mit Hunden an der Leine. Sie erinnerten mich an wütende Eigentümer, die aufgrund fehlender Mietzahlungen die Geduld verloren und sich zu äußersten Maßnahmen entschlossen hatten. Sie nahmen ihre ausgehungerten Hunde und machten sich auf, die Schulden einzutreiben. Franz und ich sahen einander an. Diesen Teufel habe ich gemeint, sagte er, als er in Windeseile das Kleid auszog. Einen Moment lang vergaß ich die Szene vor meinem Atelier. Mager und hochgewachsen stand er ohne Unterwäsche vor dem Spiegel. Sein muskulöser Hintern war vom Hungern unter den Beckenknochen eingefallen. Hubert versuchte panisch, das Fenster in der kleinen Toilette zu öffnen. Dann flog noch ein großer Stein herein und hinter ihm sprang ein riesiger kurzhaariger Hund durch das zerschlagene Schaufenster. Mit einem Mal stand ich ihm direkt gegenüber. Ich hörte den Schrei von Franz und sah, wie er nach dem Kleid griff, um seine Blöße zu bedecken und Hubert hinterher in die Toilette rannte. Die Meute heulte auf der Straße, während sich der Hund für einen Augenblick vor mir verschanzte. Wir schauten einander an, als versuchten wir uns zu erinnern, woher wir uns kennen. In seinen Augen meinte ich, Zweifel zu erkennen: vielleicht würde er all das auch gar nicht tun, wenn sie ihn nicht tagelang ausgehungert und misshandelt hätten. Während er seine Pranken zurückzog, blickte er, ich Schritt für Schritt vor ihm zurück. Ich wollte irgendwie bis zur Tür, die in meine Dunkelkammer führte, gelangen. Ich stieß einen Hocker und das Stativ um. Der Hund begann dumpf zu knurren und dann sprang er auf mich zu. Ich spürte den Schlag seiner Pfoten bevor ich stürzte. Ich dachte, Atas jetzt der Biss käme, aber das passierte nicht. Er sprang über mich hinweg und griff die Puppe mit dem Hut an. Ich erhob mich auf die Ellenbogen und kroch zur Tür der Dunkelkammer. Die Beine spürte ich kaum. Zum Glück war die Tür auf; ich schob mich nur hinein und machte sie zu, indem ich mich auf die andere Seite setzte und mich mit dem Rücken dagegen stemmte. Für etwas anderes fehlte mir die Kraft. Den Hund hörte ich im Atelier wüten. Ich dachte, die aufgeheizte Meute würde bald eindringen, aber sie gab sich damit zufrieden, das Schaufenster zu demolieren. Als alles still geworden war, versuchte ich zu hören, was hinter der Tür geschah. Zunächst nichts. Dann schien es, als bewegte sich etwas auf dem Fußboden. Als würde jemand mit dem Fuß gegen einen metallenen Gegenstand treten. Dem Geräusch nach zu urteilen, das zu mir drang, begriff ich, dass das keine willentliche, beabsichtigte Bewegung war, sondern eine zufällige, tierische. Dann näherte er sich mir. Ich spürte ihn hinter der porösen Holztür. Ganz dicht stand er an der Tür und machte dasselbe wie ich. Er versuchte, meinen Atem zu hören, denn mein Geruch hatte schon längst seine Sinne erreicht. Die Puppe hatte ihn nicht befriedigt. Sie trug zwar Kleidung von irritierender Farbe, ihr Fleisch jedoch war hart. Vielleicht war es ihm auch gelungen, ihren schimmer weniger als Drehbuchautor arbeiten, und das einzige, was er noch tun konnte, war Zeitung lesen und ins Café „Central" einzukehren. Er jeden Abend mit fürchterlichen Geschichten darüber, was uns erwarten würde, zurückkehrte. Ich wollte nicht glauben, dass ich Wien würde verlassen müssen. Ich hatte einen ausgezeichneten Auftrag angenommen. Ich fertigte Portraits angesehener Persönlichkeiten Wiens für eine große Monographie des „Zsolnay"-Verlags an. Viele dieser Leute wollten, dass ich sie in ihrem privaten oder beruflichen Ambiente ablichte. Die einen fotografierte ich neben dem Kamin, die anderen neben ihrer Bibliothek im Arbeitszimmer, die dritten im Garten vor dem Haus. Als ich die Adresse eines Architekten in Grinzing bekam, brach ich gewohnheitsmäßig auf, ohne zu prüfen, um wen es ging. Erst als ich das große schmiedeeiserne Tor erreicht hatte, hinter dem mir über den großen Rasen ein Windhund entgegenrannte, begriff ich meinen Fehler. Das war das Haus von Otto Drabek.

Die Hausangestellte führte mich in den Salon, in dem mich Architekt Drabek erwartete. Er saß in einem tiefen Sessel mit einem Wolfsmantel auf der Polsterung. Ein Lächeln spielte um seine Lippen, als er mich begrüßte. So sehen wir uns wieder, liebe Edith, sagte er, als er sich aus dem Sessel erhob. Dann drückte er mir fest die Hand und schaute mir in die Augen. Wissen Sie, dass mein Kaspy gestorben ist, sagte er nach einer kurzen Pause leise. Das hatte ich nicht gewusst. Ich wollte ihm sagen, dass ich gehört hatte, Windhunde würden nicht lange leben, aber ich hielt mich zurück. Die traurige Grimasse veschwand schnell von seinem Gesicht. Er wurde wieder der alte Drabek, dieses Mal nur noch selbstbewusster. Ich sollte ihn neben dem Fenster fotografieren, so, wie er es sich ausgedacht hatte, damit ich die Wahrnehmungsfähigkeit „einfange". Als ich danach fragte, auf wen er da wartet, lächelte Drabek kalt und zeigte mit der Hand auf die Tür, die in den Nachbarraum führte. Ich folgte ihm, ich wollte ihnen etwas zeigen, sagte er als er die Tür öffnete. Mit einem Mal waren wir in einem verdunkelten Raum, durchzogen von Leinen, an denen großformatige Fotografien hingen. Mir war nicht ganz klar, ob wir uns in einem Wäschereilager oder einer improvisierten Galerie befanden. Drabek zog dann die Vorhänge auf und ich konnte die Früchte seiner Arbeit sehen. Auf diesen Bildern war eine riesige Baustelle. Viele Baracken und Menschen in Arbeitskleidung. Die langen Schatten hoher Baugerüste unterteilten die breiten, betonierten Straßen zwischen den Baracken. Hier habe ich ein paar Jahre gelebt, begann mir Drabek zu erzählen. Es handelt sich um das Arbeitslager Morungan, an dessen Rekonstruktion ich beteiligt war. Ein Lager, wiederholte ich bestürzt, was für ein Lager? Ein Arbeitslager, antwortete mir Drabek begeistert, vor allem für Frauen. Gleich werden Sie es sehen... Tatsächlich, die Fotografien waren chronologisch angeordnet von den Bauphasen des Lagers bis zu seiner Inbetriebnahme. Es folgten Bilder von Kolonnen der Lagerinsassinnen in Zivil, dann in Lagerkleidung. Morgenappelle, Arbeitssznen am Fließband, auf dem ordentlich gestapelte Pakete von Kampfmunition zu sehen waren. Wie Sie sehen, sagte Drabek zufrieden, dem Reich ist es gelungen, negative Energien in etwas Nützliches zu verwandeln. Alle, die ihre Zeit für die Zersetzung des Systems verwendet hatten, wurden auf bestmöglichen Weise mit Arbeit versorgt. Es muss sicher nicht erwähnt werden, dass die meisten solcher Subjekte Frauen sind. Vor allem Kommunistinnen, Feministinnen und Jüdinnen. Ich spürte, dass seine Spucketropfen wie kleine Nadeln meinen Hals trafen, als er mir das erklärte. Er war sichtlich erregt, schwitzte stark und verbreitete einen unangenehmen Körpergeruch. Und dann konfrontierte er mich mit den speziellen Umerziehungsmaßnahmen in Moringen. Es folgte eine Reihe Fotografien, auf denen vor allem Frauen waren, aber in schrecklichen, erniedrigenden Posen: nackt, sehr oft mit kahlgeschorenen dünnen Silberketten um den Hals. Die meisten knieten und hatten die Hände auf den Boden gestützt. Neben ihnen stand jemand in brauner Uniform und glänzenden Stiefeln. Er war nur bis zum Gürtel zu sehen. Den Beinen und Hüften nach schien es sich um einen Mann zu handeln. In einer Hand hielt er die Leine, in der anderen eine Peitsche. Die Frauen zu seinen Füßen wirkten gepeinigt, einige trugen die Spuren von Schlägen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, als ich das sah. Auf meinen Schultern spürte ich Drabeks Blick. Ich hatte das Gefühl, er würde sich jeden Moment auf mich stürzen. Das ist das Resultat der Umerziehung, so fasste Drabek es zusammen und fuhr mit dem Finger die Kette entlang, die von der Hand eines der Aufseher zum Hals einer schwarzhaarigen Frau reichte. Die Frau war von der Seite fotografiert, genauso, wie ich eirst Kaspar in meinem Atelier abgelichtet hatte. Ihr Blick war erloschen, im Rippenbereich und auf den Hüften hatte sie dunkle Striemen vom Auspeitschen. Das ist schrecklich, entfuhr es mir unwillkürlich. Nein, widersetzte sich Drabek, das ist die rationale Antwort des Staates auf die Organisation von Streiks, den Druck kommunistischer Pamphlete, letztlich auf den Müßiggang, der unter den Frauen herrschte. Mein Blick traf seinen. Da bemerkte ich einen Punkt in der blauen Regenbogenhaut seines rechten Auges, der für einen Moment eine optische Täuschung zu sein schien. Es sah aus, als hätte er zwei Pupillen in einem Auge, so dass er seine Wahrnehmung nicht mehr unter Kontrolle hatte. Seine Blende war offensichtlich kaputt und er konnte seine Umgebung nicht mehr ohne diesen Defekt sehen, der zu all den Szenen auf den Fotos führte, die ihn empörten. So, darauf wartet ich, sagte er am Ende: den Anfang eines geordneten Lebens.

Tag und Nacht standen wir am Hafen in Biarritz im Regen. Mein Mantel wurde steif und schwer vom Wasser und mein Hut fiel nach siebzehn Stunden Regen vollständig auseinander. Eine Zeitlang saß ich auf dem großen Koffer und lehnte mich an Pauls Seite. Obwohl meine Blase voll war, wollte ich mich nicht wegbewegen. An seiner anderen Seite stand Lilly mit ihrer Mutter Ida. Sie hatten zweimal soviele Sachen wie wir, aber nicht einen Augenblick lang, seit wir am 13. Juni Paris verlassen hatten, hatten sie daran gedacht, sich des überschüssigen Ballastes zu entledigen.

[...]



Casablanca ist die merkwürdigste Stadt, die ich je gesehen habe. Eine Verbindung von Welten, die einander auf den gepflasterten Straßen ablösen oder kreuzen, wie der amerikanische „Packard" und kleine Esel mit Hängeohren, die überall von den Berbern herungeführt werden. Als wir nach mehrtägiger Reise den Hafen erreichten – wir waren zuerst nach Lissabon gefahren, wo sie uns nicht aufgenommen hatten, und dann zur afrikanischen Küste – schien es mir, als wäre ich auf einem anderen Planeten, und nicht auf einem anderen Kontinent gelandet.

[...]

Weiterlesen auf http://ausreisser.mur.at/online

Epilog in der dritten Person

Edith Barakovich, Fotografin, Ende Dezember 1940 nahm sie sich, auf die Ausreisepapiere nach Amerika wartend, mit vierundvierzig Jahren in Casablanca das Leben. Die einzige Spur von ihrer Existenz sind ihre Fotografien, darunter auch das Portrait eines Hundes aus dem Jahr 1928.

Paul Frank(l), Drehbuchautor, fuhr im Frühjahr 1941, als er endlich das amerikanische Visum erhalten hatte, mit einem spanischen Schiff nach New York. Ein Jahr später siedelte er nach Los Angeles um. Ungeachtet zahlreicher Versuche gelang es ihm nicht, ein bedeutenderes Filmprojekt in Hollywood zu realisieren. Sein letzter Film stammt aus dem Jahr 1947 und tr